

Liechtensteiner Volksblatt

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: für das Inland jährlich 9 Fr., halbjährlich 4.50 Fr., vierteljährlich 2.50 Fr.; für die Schweiz, Österreich u. Deutschland jährlich 13.— Fr., halbjährlich 6.80 Fr., vierteljährlich 3.50 Fr.; für das übrige Ausland jährlich 15.— Fr., halbjährlich 7.80 Fr., vierteljährlich 4.— Fr. Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn, in Buchs (Rhodant).

Einsendungsgebühr im Inland die sechspaltige Kleinzeile 15 Rp.; für Reklamen 30 Rp.; Ausland 20 Rp., bezw. 40 Rp. Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Das Mindestmaß von Valutaschutz.

Kürzlich ist ein Vorarlberger beurlaubt worden, einer Südtirolerin, der er seit 1918 Kronen schuldetig war, mit 56 Centesimi pro Krone zu bezahlen; die Franzosen haben im Etsch den Wert der Mark zugunsten der Etscher auf 1 Fr. 25 festgesetzt. Wo immer mit zwei Münzsorten gerechnet werden muß, macht sich das Bedürfnis geltend, einen Schutz zu haben gegen die Verluste, die aus dem beständigen Steigen und Fallen der Kurse entstehen. Nur hier in Liechtenstein, wo sich am allermeisten der Gegensatz zwischen Franken und Kronen geltend macht, sind die Leute wehrlos den Kursverlusten ausgesetzt. Man hat anscheinend kein Gefühl für das Unrecht, das denen geschieht, die ohne Schuld verlieren, was sie mühevoll verdient und gespart haben. Dieses Unrecht ist gerade so himmelschreiend wie der Volkswirtschaft, denn mehr als die traurige Geldwirtschaft kann dieser auch nicht nehmen. Die Papiergeldwirtschaft ist nichts anderes als ein schamloses Betrugsschwänzen, nur ist er für viele Leute bequem, und die Trägheit schläfert das Gewissen ein. Aber es fragt sich doch, ob sich gar nichts tun ließe, um etwas Gerechtigkeit in den Handel und Wandel zu bringen und den Leuten einen Halt auf der schiefen Ebene zu gewähren.

Wo sich der Hölle ansehen ließe, mögen folgende Beispiele zeigen:

1. Ein Liechtensteiner Arzt behandelt 1918 einen Gastwirt in der Schweiz und rechnet für den Besuch fünf Kronen. Um auch dem Patienten etwas zu verdienen zu geben, bestellt er sich bei seinen Besuchen eine Kleinigkeit. Der Wirt nimmt die Bezahlung nicht gleich an, sondern schreibt die Franken auf. Der Arzt liquidiert zu Neujahr 1919 hundert Kronen. Der Wirt veräußert die Zahlung und als er 1920 gebrängt wird, stellt er seine Gegenrechnung in Franken auf. Der Arzt bekommt nicht nur nichts für seine Bemühungen, sondern muß noch ganz bedeutend herausbezahlen. Denn mittlerweile sind 40 Rappen soviel geworden wie 24 Kronen.

2. Ein Schlossermeister aus Liechtenstein arbeitet für einen Eisenhändler jenseits des Rheins. Der Eisenhändler liefert ihm etwas Material für die Arbeit, die zu seiner Zufriedenheit ausfällt und in Kronen berechnet, aber nicht gleich bezahlt wird. Bei der Abrechnung legt er später seine Gegenrechnung in Franken vor und bekommt noch bedeutend heraus, während der Schlossermeister von seiner Arbeit nichts hat als Schaden.

3. Ein Mann hat seinen vier Kindern zusammen 40 000 Kronen hinterlassen und für einen Verwandten in Buchs ein Legat von 1000 Fr. ausgesetzt. 1920 wird die Erbschaft reguliert. Die Kinder erhalten ihr ganzes Erbeil hingeben und bleiben noch ebensoviel schuldig.

4. Ein Mann aus Schaan gibt 1918 einem Bürger von Buchs ein Pferdchen zum Verhandeln in den Stall. Nach 14 Tagen kauft der Buchser das Pferd selbst für 3000 Kronen. Die Begleichung der Rechnung läßt bis 1920 auf sich warten. Da verlangt der Mann aus Buchs 42 Franken Futtermittel für die Zeit vor dem Abschluß des Kaufes. Da man mittlerweile für einen Franken 80 Kronen rechnet, bekommt er zu seinem Pferdchen noch 360 Kronen hinzu.

5. Eine Familie hat ihr Haus für 100 000 Kronen an einen Schweizer verkauft. Da der Schweizer keinen Mieter hat, bleibt sie für 1600 Franken noch ein Jahr lang wohnen. Bei dem Auszug der Rechnungen ist sie ihr Haus los und muß, da 1 Franken gleich 80 Kronen ist, noch 2800 Kronen bezahlen.

6. Ein Einwohner kauft 1919 das Anwesen seines Nachbarn für 50 000 Kronen. Der Eigentümerübergang soll Herbst 1921 stattfinden und der Sohn des Käufers, für den das Anwesen bestimmt ist, soll bis dahin zu dem ortsüblichen Lohne bei dem Verkäufer arbeiten. Der Lohn soll auf die Kaufsumme angerechnet werden. Nun tritt die Frankeneinwirkung ein und der frühere Besitzer wird soviel an Lohn schuldig, daß er nach der Uebergabe bei seinem früheren Knechte weiterbeschaffen kann, um seine Schulden abzuverdienen. Sein Anwesen ist er los.

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß hier eine klaffende Wunde in dem Organismus des Verkehrs offen steht. Seitdem das Papiergeld nicht mehr durch Metallgeld eingelöst wird, ist ihm das Trittbrett weggezogen. Das Papiergeld soll der Repräsentant, der Stellvertreter des Metallgeldes sein. Wenn dieses fortfällt, was bedeutet es da noch? Es ist ein Kaufmittel, aber ein sehr unsicheres. Man kann höchstens seinen Gegenwert abschätzen. Was es morgen wert ist, entzieht sich jeder Berechnung. Besser würde für die Umrechnung einer Schuld in eine andere Valuta, der Augenblick maßgebend sein, in dem die Schuld eingegangen wurde, denn für diesen ist das gegenseitige Verhältnis zweier Währungen eine historische Tatsache und läßt sich bestimmen, es war für An- und Verkauf maßgebend. Doch, wenn sich auch vorläufig die Umrechnung nach dem Augenblicke der Eingehung der Schuld noch nicht durchsetzen läßt, so läßt sich doch wenigstens eine Grenze finden, an der die Kursverluste ihre Schwänze finden. Es ist der Zeitpunkt, in welchem Soll und Haben als Gleich und Gleich sich gegenüberstellen. Es darf nicht erlaubt sein, daß infolge der Kurschwankungen eine Mehrforderung in eine Schuld verwandelt werde. Nehmen wir an, es stehe jemand aus dem Jahre 1918 mit einem andern in Gegenrechnung. Er hat 50 000 Kronen zu fordern und 1000 Fr. zu bezahlen. Wenn die Kreditforderungen aus verkauften Waren oder Realitäten entstanden sind, so ist es klar, daß für die 50 000 Kronen vielmehr geliefert worden ist, als für die 1000 Fr., überhaupt stellen die 50 000 Kr. damals einen 20mal höheren Wert dar als die 1000 Franken. Nun setzt der Kronenskurz ein. Die tausend Franken steigen im Werte bis zu 80, ja bis zu 100 000 Kronen, und der Kronenkäufer verliert nicht nur alles, was er für die 50 000 Kronen geliefert hat, sondern er muß auch je nach dem Augenblicke, in dem mit ihm abgerechnet wird, noch 30 bis 50 000 Kronen hinzubezahlen. Ein solcher Vorgang verleiht alles Rechtsbewußtsein, nach dem jeder haben soll, was ihm gebührt, feinenfalls aber der, welcher das Zwangsgeld bekommen hat, besagt sein soll, nun auch noch 30 000 bis 50 000 Kronen hinzuzubehalten. — Als die Krone fiel, wurde der Unterschied zwischen 1000 Franken und 50 000 Kronen immer kleiner, bis er schließlich gleich Null wurde. Zu diesem Augenblicke war das Ver-

hältnis so, daß Soll und Haben, Debet und Kredit, Schuld und Forderung, einander gleich waren, daß in Wirklichkeit keiner dem anderen etwas schuldig war und keiner etwas zu fordern hatte. In diesem Augenblicke hat sozusagen die kleinere Forderung die größere aufgezehrt, und damit sollte ihr einiegel vorgeschoben sein. Durch die Kurschwankungen sollte eine Mehrforderung niemals in eine Schuld verwandelt werden können. Wenn der Arzt auch sein Honorar verliert, so soll er doch nicht zugunsten des kleinen Mannes zu den Mehrkosten herangezogen werden; wenn der Schlosser nichts für seine Arbeit bekommt, so soll er nicht auch noch nachträglich das Material bezahlen, das er verarbeitet zurückgegeben hat; wenn die Kinder zugunsten eines Legates ihr ganzes Erbeil verlieren, so dürfen sie nicht noch für ebensoviel schuldig bleiben; wenn das Pferd durch 14 Tage Futterkosten sich selbst aufgefressen hat, so mag der frühere Besitzer in Ruhe gelassen werden; wer ein Haus gekauft bekommen hat, mag zufrieden sein; wer einem Bauern das Anwesen umsonst abgenommen hat, soll ihn nicht noch zu Knechtsdiensten zwingen. Kurz durch die Kurschwankungen darf das Verhältnis zwischen zwei Menschen nicht in das Gegenteil verkehrt werden, der Gläubiger darf nicht durch fremde Papiergeldfabrikation zum Schuldner gestempelt werden, wenn er das verloren hat, was er dem andern kreditiert hatte, so soll das Spiel zu Ende sein. Das für sollte in einem neutralen Staate mit zweierlei Währung die Gesetzgebung sorgen. Es wäre das Mindestmaß von Valutaschutz.

Arbeiterorganisation in Liechtenstein.

(Eingefandt.)

Zu dem in schweizerischen „Bauarbeiter“ erschienenen und im „Liechtensteiner Volksblatt“ Nr. 92 abgedruckten Laborat eines ungenannten, wohlbekannten, roten Apfels dürfte wohl einige Klassen nicht unangebracht sein:

Was die beiden Strömungen — Monarchie oder Republik — angeht, dürfte der Herr Republikaner kaum genügend orientiert sein. Denn jeder Liechtensteiner, auch der Liechtensteiner Arbeiter, ist durch und durch fürstentreu. Wir kennen eben zu gut all die Wohltaten, die das Fürstentum durch 200 Jahre hindurch dem Lande zufließen ließ und wir wissen wohl, daß ein künftiger Präsident von unserem sauren verdienten Gelde seinen Unterhalt beziehen müßte. Wir wissen auch wohl, daß ein Herr Präsident aus seiner Tasche nie eine Strafe bauen, eine Wohltätigkeitsanstalt unterstützen, Armen, Witwen und Waisen helfend unter die Arme greifen könnte. Der Herr Republikaner konstatiert dann in äußerst mangelhaftem Deutsch, daß man hier mit der Keule gehen will, daß aber — wie wäre es anders möglich! — „die Geistlichkeit sich die größte Mühe gibt, den Zug nach Freiheit zu verhindern, dabei sprechen sie vor nicht gerade christlichen Maßnahmen nicht zurück“. Hört Genosse! Sie gestatten, daß Sie hier einer alten sozialistischen Taktik folgen: „Willst Du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich Dir den Schädel ein.“ Da die Geistlichkeit nicht mitschreit und nicht mittan kann, fällt man mit bellendem Wutgeschrei über sie her und sucht mit dem bekannten Grundsatz: Religion ist Volkerverdummung, ihr den Vo-

den zu entziehen. Denn „Die Schulung des Volkes liegt noch sehr darnieder.“ Wie wäre das auch anders möglich, solange noch ein Geistlicher in der Schule etwas mitzureden hat! Armes Liechtensteiner Volk! warum bist Du auch nicht schon vor dem Kriege ausgewandert, um Dir Kenntnisse über die Lebensweise anderer Völker anzueignen? Du könntest schon längst die Zivil- ehe und die freie Liebe haben, wo Mann und Frau zusammenleben wie ein Affenpärchen und ihre Freiheit gebrauchen, „um tierischer als ein Tier zu sein.“ Deine Kinder könnten in der freien Schule schon längst aufgeklärt sein, daß Begriffe wie Gott, Recht, Gerechtigkeit, Gehorsam gegen die Eltern usw. nur Linsenmärchen sind, veraltetes Zeug, mit dem man abfahren muß, um auf Erden ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Wärest Du doch schon vor 20 Jahren in die Schule der roten Brüder gegangen, längst schon wären Dir die Augen aufgegangen — vielleicht aber auch übergegangen, wie so vielen Tausenden, denen man auch ihre heiligsten Begriffe geraubt, ihnen den Himmel auf Erden versprochen, aber die Hölle gegeben hat, die heute einsehen — schau nur nach Deutschland und Österreich — daß nicht in den phantastischen Lehren der Sozialisten, sondern im praktisch gelebten und durchgeführten Christentum das Heil zu finden ist.

Nun also am 10. Oktober sollte uns das lang entbehrt rote Licht aufgehen. Doch schon beim ersten Anleuchten an der Grenze mußte der Herr Agitator (was Volkswortgeber heißt) unsere Minderständigkeit feststellen, denn „der Zivilposten in Mäts... wußte noch nicht.“ Warum hat auch die Regierung es unterlassen, in alle Welt hinauszupostieren, daß wir endlich aufgeklärt werden sollten — bodenlose Rückständigkeit! Und nun die Klaffklaffung: „Der Schweizer Unternehmer rechnet damit, daß bereits jeder zu Hause noch sein Knecht hat.“ Ja, lieber Eidge- nosse, das wissen und empfinden wir schon lange. Da hätten Sie schon besser getan, die Schweizer Unternehmer aufzuklären über ihr himmelschreiendes Unrecht, das sie uns antun. Ihre rote Mission kann uns da auch nicht helfen; was das angeht wäre es vielleicht angebrachter, einer unserer Schwarzröcke, eventuell vom Dreifürberg oder dem „Bergdörflein“ Triesen käme hinüber und würde diesen Herren Unternehmern einen Vortrag halten über Gerechtigkeit und gerechten Arbeitslohn und eine Verantwortung im Jenseits. Vielleicht würde auch Ihnen ein solches Wort nicht schaden und Ihren roten Genossen auch nicht, und vielleicht hätten Sie etwas derartiges gehört, wenn Ihre Volksschwebe sie nicht an „der schön gebauten Kirche“ in Balzers vorbeibrachte, sondern in die Kirche hineingetragen hätten! Vielleicht hätten Sie dann auch erfahren, daß „diese Gesellschaft“ (gemeint sind die Geistlichen) mehr Verdienst und mehr Herz haben für die Bedürfnisse des arbeitenden Volkes als alle Agitatoren der roten zusammen, die die Not des Arbeiters benützen, um ihre Taschen zu füllen, wie das Beispiel Bebel's zeigt, der bei seinem Tod mehr als eine Million Mark nicht seinen ausgesetzten Arbeitern, sondern seinen Angehörigen hinterließ.

Der Besuch in Triesen scheint dann nicht nach Ihrem Wunsch ausgefallen zu sein, die beiden

Das Glück der Andern.

Original-Novelle von Erich Ebenstein.

(Macht und Verdienst)

„Ach ja!“ sagte Evelyn. „Wenn es so ist, dann bin ich ganz einverstanden mit deinem Plan.“

Und sie verank in ehrsüchtige Träume künftiger Prachtentfaltung, sah sich schon als Hausfrau ihre Gäste empfangen und begann sich im Stillen etwas auszusprechen mit dem Gedanken, künftig fern von Berlin leben zu müssen.

Aber dieser Tag sollte ihr noch mehr bringen. Auf dem Heimweg begegnete ihnen Graf Wirbna, der in Wahlangelegenheiten nach Verbstetten wollte und sie nun ein Stück weit begleitete.

Beide Männer sprachen von Politik und Evelyn hörte anfangs nur zerstreut zu. Als dann aber Magnus den älteren Freund von seinem Entschluß, aus dem Staatsdienst auszutreten, in Kenntnis setzte, schien dieser vor Freude ganz außer sich zu geraten, so daß sie unwillkürlich aufmerksam wurde.

„Aber das ist ja famos!“ rief der Graf. „Da haben wir ja endlich, was wir so nötig brauchen und bisher vergeblich suchten: einen einwandfreien Kandidaten für das freigewordene Mandat Stellen!“ Einen Mann aus unserer Mitte, der die Interessen des feudalen Großgrundbesitzes zu ver-

treten wissen wird wie kein zweiter! Wenn wir nicht auf offener Straße wären, so würde ich Sie umarmen, Graf Sanderfeld!“

Magnus sah stumm vor sich hin. Es war ja nicht das erstemal, daß Wirbna ihm diesen Wunsch der Partei nahelegte. Aber bisher hatte er im Hinblick auf seinen Beruf immer abgelehnt. Und jetzt?

Sich wählen lassen, hieß so viel wie hier bleiben. Freilich, einen großen Teil des Jahres würde man in Wien leben müssen und es wäre eine Tätigkeit, die den ganzen Menschen erforderte, die ablenkte vom Denken und Grübeln und Vergleichen —

Aber dazwischen kamen doch wieder Ferien, da vor lag eine lange Zeit, die in Kettenegg verbracht werden mußte. Und er hatte sich eben im Stillen vorgenommen, sobald als möglich zu herzurufen und dann fort — fort —

„Ich müßte mir das erst noch sehr überlegen“, sagte er zögernd.

Aber Wirbna fiel ihm eifrig ins Wort: „Was ist da zu überlegen? Gibt es denn eine bessere Stellung für einen Mann mit Ihren Fähigkeiten? Helfen Sie mir doch, ihn zu überzeugen, gnädiges Fräulein! Er kann, er darf uns nicht im Stich lassen! Schon um seiner selbst willen nicht! Denken Sie nur an die Stellung, die er hätte als einstimmig — denn dafür stehe ich — gewählter

Vertreter unserer ganzen Gegend! Ein kleiner Herrgott wäre er, und Kettenegg der Mittel- und Sammelpunkt der ganzen Intelligenz hier.“

Er hatte sich ganz atemlos gesprochen und Evelyn hatte mit leuchtenden Augen zugehört.

„Ach — das war etwas! Reichstagsabgeordneter! Es gab also doch noch eine Tür aus dem stillen Privatleben hinaus ins große Leben zu Macht und Ansehen! Selbst aus Kettenegg ließ sich aus diesen Umständen etwas machen! Und wer weiß, wie mancher Abgeordnete hatte es schon zum Minister gebracht!“

Ihre Einseitigkeit hob die Schminke, ihr Hochmut hob sich stolz empor, sie war ganz berauscht. „Natürlich wird er wollen, lieber Graf!“ sagte sie mit dem ganzen Liebreiz, dessen sie unter Umständen fähig war, Magnus anlächelnd. „Und seien Sie mir überzeugt, daß ich meinen ganzen Einfluß ausbieten werde, ihn für die Sache zu gewinnen.“

Aber die Tage waren verrauscht, wo ein Lächeln von ihr Magnus den Kopf verdrehte, Kalt, beinahe finstern erwiderte er ihren Blick. „Du wirst gestatten, daß ich über derlei Dinge allein entscheide, Evelyn.“ Und sich an Graf Wirbna wendend, fügte er hinzu: „Ich bitte Sie, vorläufig keine Schritte in dieser Sache tun. Ich behalte mir eine Bedenkzeit von vier Wochen vor. Außerdem verreise ich nächstens nachsweilich für einige Tage nach Glavertshelm.“

Im Stillen dachte er: „Noch ist es ja gar nicht entschieden, daß die beiden auf Schönan ein Paar werden. Und wenn es nicht wird — wenn — etwas dazwischen träte, etwas Unvorhergesehenes, dann könnte ich ja mitun in Gottes Namen. Aber das eine muß erst abgewartet werden.“

18.

Acht Tage waren vergangen. Qualvolle Tage für Magnus. Jede Stunde, jede Minute wartete er, daß Harald Wolken kommen werde, um Modesta's Hand zu erbitten.

Aber es geschah nichts. Wohl kam Harald zuweilen abends auf ein Stündchen herüber, saß neben Modesta und plauderte mit ihr, aber es schien, als könne er sich zu keinem bestimmten Entschluß aufraffen.

In seinem Blick war eine gewisse unruhige Unentschlossenheit, die Magnus reizte. Und wenn er mit dem Freund allein war, dann fühlte er deutlich, daß dieser stets mit dem Wunsch kämpfte, mit ihm über Modesta zu reden, diesen Wunsch aber dann doch wieder unterdrückte.

Magnus fiel es gar nicht ein, ihm zu Hilfe zu kommen. Was ging ihn das Liebesglück oder Unglück der beiden an? Nur insofern wünschte er ungeduldig endlich eine Entscheidung, damit er seine eigenen Lebenspläne darnach einrichten konnte.

Denn das war zur fixen Idee in ihm gewor-

Schwarzröde scheinen doch Ihr rotes Licht etwas verdunkelt zu haben? Um so weniger sei Ihnen die Freude im Schaan mitgönnt, aber wegen der Ausbeutung der Arbeiter in Buchs, Grabs und Salez brauchen Sie sich doch nicht gar zu sehr zu freuen, wenn Sie wirklich auf das Wohl der Arbeiter bedacht sind.

Trotz Ihrer rotgefärbten Reden werden wir Arbeiter in Biedtstein nach den Worten eines besonnenen Mannes und nicht zu Schergen des Judentums und gar noch für ausländische Agitatoren herabwürdigend lassen, sondern wir werden ungehindert auf gegenseitigen Wege für die Verbesserung unserer Existenz vorgehen. Denn ein solches Vorgehen entspricht allein in allen Teilen den Lehren Christi. Richtige Nächstenliebe können Sie nur in unsern Reihen finden. Ihre Separatheit ist Handlangerei für Judentum und Freimaurerei, und wir raten Ihnen, uns ein zweites Mal nicht mehr zu begegnen. Einmal haben wir Ihre abgeklopften Quatsch angehört, das zweite Mal aber nicht mehr vor Ihnen die Grenze weisen, wenn Sie es noch einmal wagen sollten, in solcher Weise unsere heiligsten Gefühle anzugreifen. Wir bleiben bei unsern Hirten, bleiben Sie bei Ihren Böcken.

Aus dem Fürstentum.

Zeichnenkurs.

Mit Rücksicht darauf, daß sich zur Teilnahme am Kurs für gewerbliches Zeichnen viel mehr Schüler anmelden, als man erwartet hatte, weiter, daß das Zeichnungslokal für den Unterricht aller Angemeldeten in einem Kurse zu klein wäre und daß die elf verschiedenen Berufsarten angehörenden Schüler teils Anfänger sind, teils in einer Lehre stehen und teils die Lehrzeit schon hinter sich haben, wird es notwendig, den Unterricht in zwei getrennten Klassen zu geben (Samstag 2 5 und Donnerstag 9—12 Uhr). Verhörungen oder andern jungen Burschen, die allenfalls beabsichtigen, noch in diesen Unterricht einzutreten, sei daher mitgeteilt, daß sie sich, wenn möglich am Donnerstag den 25. November, vormittags 9 Uhr oder spätestens am Samstag den 27. November, nachmittags 2 Uhr, in der Landesschule Waduz einfinden möchten, da dann die definitive Verteilung auf die Kurse erfolgt und spätere Anmeldungen nicht mehr berücksichtigt werden können.

Eingelandt.

Heutzutage wird viel von Sozialismus gesprochen, sogar in unserm Ländchen hört man seit neuester Zeit davon reden und die wenigsten von denen, die sich von dieser „frohen Wortlichkeit“ angelassen wissen, was diese in Wirklichkeit bedeutet. Man läßt den Schreibern und Bessern nach, wie die Kinder den Vermummten an der Fastnacht. Sie wissen nicht, wo die Sache hinaus will und was das Ende vom sozialistischen Liede wäre, wenn es zu Ende gesungen d. h. in die Tat umgesetzt würde. Viele sehen erst, daß es brennt, wenn sie ihre Finger schon verbrannt haben. So würden auch unseren verführten Arbeiter die Augen aufgehen, wenn sie es erst erleben, wohin man sie am Narrenseil führen wollte. Wer vernünftig urteilt, weiß, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, wenn er wirklich arbeitet, er weiß aber auch, daß man nicht stellen darf, daß das Recht des Arbeiters aber auch des Arbeitgebers, daß alle ehrlichen Berufe und Stände und aller gerechte Besitz geschützt werden müssen. Nicht gegen einander, sondern mit einander und für einander! Was hat aber die Sozialdemokratie daraus gemacht? Klassenkampf und Klassenhaß, der die verschiedenen Schichten der Gesellschaft gegen einander hegt und die Begehrlichkeit aller ins Ungemeine steigert. Sie weckt Wünsche und Erwartungen, die nie erfüllt werden können. Die Sozialdemokratie trägt einen falschen Namen. „Materialistischer Sozialismus“ müßte sie heißen, denn der Materialismus ist der geistige Untergrund der Sozialdemokratie. Das trennt uns Katholiken von ihr. Die Sozialdemokratie wird verschwinden, wenn bei Arbeitern und Arbeitgebern die christlichen Grundsätze zur Geltung kommen, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, aber, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll.

Eisenbahnstreik.

Der vorige Woche in Oesterreich aus politischen Gründen (Landesbeschließen in Innsbruck) ausgebrochene Eisenbahnstreik ist beendet. Er hatte auch für den Postverkehr in Biedtstein eine nachteilige Folgen.

Haushaltungskurs auf Gutenberg.

Wie aus dem heutigen Inserate hervorgeht, wird von den ehern. „Schwestern vom kostbaren Blute“

im ehemaligen Institut Gutenberg ab 1. Dezember ein Haushaltungskurs für unsere Mädchen abgehalten. Diese gemeinnützige Arbeit der ehern. Schwestern ist auf das Wärmste zu begrüßen. So wird auch unseren jungen Mädchen Gelegenheit geboten, sich auszubilden. Mögen recht viele diese Gelegenheit gut benützen.

Triefen. (Eingel.)

Das Senchenelend will kein Ende nehmen. Schon verträufelte man sich, dieser schlechende Stallfeind werde bald erlahmen. Doch wieder wars bittere Täuschung. Am letzten Donnerstag, nach der Aussage mancher schon früher, brach die Klauenseuche im Winkel aus, wo eine Kuh und vier Kälber verendet. Vom Winkel tat die unheimliche Krankheit einen Sprung in das senchenfreie Oberdorf und erfasste dort die Ställe von Schmid, Frommelt und Alois Schürte. Da dieser Stallfeind da und dort in scharfer Form auftritt, so ist begreiflich, wenn viele Bauern mittelschwere Sorgen drücken. Bis heute Sonntag gennähert im Ganzen neun Ställe betroffen. Da die Fälle sich immer vermehren, wird die Gefahr der Verschleppung auch immer größer. Wer immer, sei er Viehbefitzer oder nicht, die Seuche aus Unvorsichtigkeit oder Gleichgültigkeit verschleppt, ladet eine schwere Verantwortung auf sich, entsprechend dem Schaden, der dadurch entsteht für die einen oder andern.

(Auch auf Hinterjochberg wurde ein Fall festgestellt. Ferner ist, wie wir soeben erfahren, in Triefen ein 10. Fall festgestellt worden. (Die Schriftleitung.)

Gampirin. (Eingel.)

Maul- und Klauenseuche. In der letzten Nummer dieses Blattes wird berichtet, daß in Gampirin der fünfte Fall konstatiert worden sei. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß bis heute 21. November nur vier Ställe verendet sind und seit 12. November kein neuer Fall mehr vorgekommen ist. Uns Bürgern ist ein fünfter Fall unbekannt und darum ersuchen wir, in solchen Berichten oder Korrespondenzen nach dem Grundsatz „Eile mit Weile“ vorzugehen. Einige Bürger.

(Uns wurde des bestimmtesten von einem fünften Falle berichtet. Es freut niemand mehr als uns, wenn dies nicht zutrifft und wenn wir bald mitteilen können, daß die Seuche völlig erloschen ist. (Die Schriftleitung.)

Aus der Nachbarschaft.

Laudamann Johann Schubiger. † Letzten Freitag auf Samstag ist Herr Laudamann Johann Schubiger, Chef des Justizdepartements des Kantons St. Gallen, aus diesem Leben geschieden.

Er erreichte ein Alter von 72 Jahren und war das älteste Mitglied der Regierung. Der Kanton St. Gallen verliert in Herrn Schubiger einen ausgezeichneten und in seinem Amte einen vorzüglichen Mann.

Johann Schubiger war geboren in Uznach am 23. Juni 1848. Er studierte die Rechtswissenschaft in München und Freiburg und praktizierte dann als Anwalt von 1875 bis 1891 in Uznach. Seit 1888 war er Mitglied des Kantonsrates und 1889 Mitglied des Verfassungsrates und wurde dann bei der Wahl der ersten st. gallischen Volksregierung 1891 in die Regierung gewählt, der er nun fast 30 Jahre angehörte. Die ersten Jahre seiner Regierungszeit hielt er das Volkswirtschaftsdepartement inne. Seit 1890 vertrat er das St. Gallervolk auch im Nationalrat, aus welchem er bei der letzten Gesamterneuerung zurückgetreten ist.

Bregenz. In Kesselbach bei Bregenz starb im Alter von 65 Jahren Fritz Schindler Jenny, ein Mann, der für das Wirtschaftsleben Vortragsredner von größter Bedeutung war. Es ist zum größten Teil der Initiative Schindlers zu verdanken, daß heute die Elektrizitätsversorgung Vortragsredner auf einer so hohen Stufe steht. Die Familie Schindler stammt aus Uznach.

Tiefer Wasserstand des Bodensees. Am 8. September zeigte der Pegelstand eine Höhe von 4,22 Meter, heute bloß 2,90 Meter, also eine Abnahme des Wasserstandes um 1,32 Meter in 66 Tagen. Das ist für diese Jahreszeit ein ungewöhnlicher Stand; denn der tiefste Wasserstand der letzten Jahre war im Februar 1915 mit 2,71 Meter.

Erdbeben. Am 18. November, 11 Uhr 12 Minuten abends, wurde auf der Erdoberfläche warte Zürich ein schwaches Nahbeben aus zirka 70 Kilometer Entfernung registriert. Dieser Erdstoß wurde in Wallenstadt verspürt.

Stoffungen und Entlassungen.

Bekanntlich hat Anfang dieser Woche die feierliche Eröffnung des Völkerverbundes in Genf stattgefunden. Dieser Anlaß gab nun einem Korrespondenten in der „N. Post“ Grund sich zu äußern, was diese überstaatliche Organisation bis jetzt geschaffen hatte und was von den aufgestellten Hoffnungen bis heute in Erfüllung gegangen ist und noch gehen wird; der Korrespondent äußert sich nicht gerade lobenswert über diese Institution. Die Ziffern die nachfolgend angeführt sind, dürften aber teilweise mit den wirklichen Tatsachen nicht im Einklang stehen. Wir lassen hier im Wortlaut den Artikel folgen:

Vier Dinge waren es vor allem, die alle von den unsäglichen Leiden und Entbehrungen eines vierjährigen Krieges erschöpften Völker von dem neuen Wunde erheben:

1. eine Verminderung der drückenden Heereslasten,
2. die völlige Beseitigung der mit Recht als eine der Hauptursachen des Weltbrandes betrachteten Geheimdiplomatie,
3. eine gerechte Regelung der Gebietsfragen auf Grund unbefangener Willenserklärung der jeweiligen Einwohner,
4. eine Milderung der wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den einzelnen Ländern durch möglichen Ausgleich der Arbeits- und Produktionsbedingungen.

Was ist bisher von all diesen Verheißungen in Erfüllung gegangen?

Die Unterdrückung des Militarismus wurde allerdings in den besiegten Ländern so gründlich besorgt, daß Deutschland und Oesterreich nicht einmal mehr genug Truppen halten dürfen, wie zur Unterdrückung innerer Unruhen notwendig sind, so daß diese beiden Staaten eine ständige Gefahr für ihre Nachbarn bilden. Entweder sieht es in den siegreichen Entente-Ländern anders aus. Nach einer vor kurzem dem amerikanischen Kongress vorgelegten Zusammenfassung betragen beispielsweise die Aufwendungen der Vereinigten Staaten für Heereszwecke im laufenden Jahre das Vierfache derjenigen der Vorkriegszeit, diejenigen für die Flotte das Dreifache gegenüber 1914. In England sind die betreffenden Ausgaben um das Zweieinhalbfache, in Frankreich um das Dreifache, in Japan gar um das Fünffache gestiegen! Und in der Schweiz? Während der Bundesrat vor sechs Jahren, im Zeitalter des „Militarismus“, 40—45 Millionen Fr. für das Heerwesen als genügend erachtete, verlangt er heute nicht weniger als 81 Millionen!

Zur wirksamen Bekämpfung der undemokratischen Geheimdiplomatie schreibt Artikel 18 des Versailler Vertrages vor, daß Abmachungen jeder Art, die ein Mitglied des Völkerverbundes in Zukunft schließt, erst nach ihrer Eintragung beim Völkerverbundessekretariat und nach der Veröffentlichung durch dieses rechtsverbindlich werden. Nun haben aber gerade zwei der Gründstaaten, Frankreich und Belgien, unlängst ein militärisches Schutz- und Truppbündnis geschlossen und sich bis heute geweigert, dessen Wortlaut dem Sekretariat in Genf anzumelden. Dürfen wir von anderem Bundesrat erwarten, daß er darauf dringe, daß den klaren Bestimmungen des Völkerverbundesvertrages auch von seiten der Großmächte nachgelebt werde?

Um eine gerechtere Regelung der Gebietsfragen herbeizuführen, befreite der Versailler Vertrag in Elsaß-Lothringen etwa 100 000 Franzosen und in den gemischtsprachigen Provinzen Polen und Westpreußen rund zweieinhalb Millionen Polen von der deutschen Herrschaft, anderwärts aber dafür 12 Millionen Deutsche, größtenteils ohne auch nur den Schein einer Volksabstimmung zu wahren, der Völkerverbund häufig dieser stehender Völker. Wo der Versailler Vertrag eine Abstimmung vorsieht, wird, wie in Eupen-Malmédy und Oberschlesien, mit List, Bestechung und brutaler Gewalt das Ergebnis festgestellt vor dem entscheidenden Tage zugunsten der Feinde Deutschlands beeinflusst.

Die Washingtoner Konferenz, von der die Schweiz mit ihrer fortschrittlichen Fabrikgesetzgebung erhoffen durfte, sie würde einen gewissen Ausgleich der Produktionsbedingungen in dem Sinne bringen, daß alle wichtigeren Industrieländer sich auf den Achtstundentag und auf andere sozialpolitische Fortschritte einigen würden, hat eine mehr als bescheidenes Ergebnis gehabt. Gerade diejenigen Staaten, die als Hauptwettbewerber der Schweiz in Betracht kommen: Amerika, Deutschland, Japan und Italien, gehören ent-

weder dem Völkerverbund gar nicht an oder widerlegen sich der angestrebten Verkürzung der Arbeitszeit offen, wie Japan. Dagegen scheint man in den Kreisen des internationalen Arbeitsamtes auf der Einführung der 48-Stundenwoche für die Landwirtschaft bestehen zu wollen, die das sicherste Mittel wäre, die gegenwärtige Lebensmittelpremierung in anderem Lande zu vereinigen.

Soll der Völkerverbund für die Schweiz und die Gesamtheit in Zukunft wirklich das sein, was er vor zwei Jahren zu werden versprach, so ist dazu in erster Linie notwendig, daß er nicht mehr, wie bisher, von der siegreichen Mächtegruppe als Mittel zur Verdrängung ihrer Macht- und Nachgelüste mißbraucht werde. Am allerbedenklichsten ist es aber, wenn sogar Schweizer ihm die Aufgabe zuweisen wollen, Frankreich für seine ansinnigen und unerfüllbaren „Wiedergutmachungs“-forderungen zur Sicherstellung seiner Verbindlichkeiten unter Polizeiaufsicht und Finanzkontrolle zu stellen! Die Verwirklichung derartiger Vor schläge, die die Verantwortlichkeit für die Ehre und Lebensnotwendigkeiten eines großen Kulturvolkes vernichten lassen, wäre das sicherste Mittel, Krieg und Aufruhr in Europa zum Dauerzustand zu machen. Gerade den umgekehrten Weg muß der Völkerverbund gehen, wenn er die ihm gestellte höhere Aufgabe erfüllen will. Die Verpflichtungen der unterlegenen Länder müssen sofort genau festgesetzt und auf einen Betrag ermäßigt werden, der ihnen bei einigermaßen gutem Willen die Abtragung ihrer Schulden binnen spätestens zwei Jahrzehnten gestattet. Dann erübrigt sich auch jede „Polizeiaufsicht“ und „Finanzkontrolle“ von seiten des Völkerverbundes, der seine Kraft andern nutzbringenden Aufgaben zuwenden kann.

Als das Schweizervolk am 16. Mai dieses Jahres den Beitritt mit nahezu 100 000 Stimmen Mehrheit beschloß, wollte es eine Einwirkung zur tatkräftigen Förderung des Gedankens der Völkerverdrängung schaffen helfen, nicht aber einen internationalen Mittel zur Einreichung unheimlicher Forderungen und zur Verwirklichung erzwungener Nachgelüste. Von unserm Bundesrat erwartete die große Mehrheit des Schweizervolkes, daß er innerhalb des Völkerverbundes für den Ausbau dieses Bundes zu einem wahrhaften Bund der Völker eintrete, daß er das tue, ohne Jaudern und Furcht. Nur dann wird der Völkerverbund auch im Herzen der Schweiz seinen Sitz gewinnen.

Eine Ehrengabe der Schweiz und des Bundespräsidenten Motta.

In der Vormittagsitzung vom 18. ds. der Völkerverbundesversammlung regte der Führer der italienischen Delegation Tittoni eine Ehrengabe der Schweiz und ihres Präsidenten an. Er führte aus:

„Da wir jetzt dabei sind, unser Präsidium endgültig zu konstituieren, habe ich die Ehre, Ihnen vorzuschlagen, den Präsidenten der Eidgenossenschaft, Motta, zum Ehrenpräsidenten der ersten Völkerverbundesversammlung zu ernennen. Zu begründen brauche ich diesen Vorschlag nicht, nachdem Motta unsere Verfassung mit einer so feinen und kraftvollen Definition unserer Aufgaben in einer so vornehmen Sprache eröffnet hat. Durch die Wahl dieses Mannes, der an der Spitze der ältesten Republik steht, die sich infolge ihrer freihetlichen Tradition von dem plutokratischen Einflusse und damit auch von den Auswüchsen des Kommunismus und Anarchismus freigehalten hat, zu unserm Ehrenpräsidenten werden wir uns selbst ehren. Die Präsidie dieses Landes: Vaterland und Freiheit! ist auch die unsere.“ Einhelliger Beifall der ganzen Versammlung folgt diesen Worten, ein Beifall, der sich immer noch vergrößert, bis sich Motta von seinem Platz erhebt und sich dankend verneigt. Als der Präsident diesen Antrag Tittonis, der übrigens bereits von der Delegation Venezuela brieflich eingereicht worden war, zur Abstimmung bringt, erhebt sich die Versammlung und bereitet dem Präsidenten der Eidgenossenschaft eine so stürmische Kundgebung, daß Motta in bewegten Worten für die in seiner Person dem ganzen Schweizervolk und Schweizervolk erwiesene Ehrengabe dankt: „Ich kann“, fügt Motta hinzu, „diese Ehrengabe um so eher annehmen, als dadurch keine Änderung der legalen Geschäftsführung dieser Versammlung eintritt“.

—SS—

den: Sein eigenes Unglück und die innere Leere seines künftigen Lebens würde nicht zu ertragen sein, wenn das wahre Glück sich so nahe daneben sein Resten haute. Und nur darum, bedete er sich ein, war er heimlich so wild auf Harald, weil dieser zu keinem Entschluß kommen konnte.

Nebenbei litt er Qualen unter Evelyns plötzlich zutage tretender Härlichkeit. Sein Wert war in ihren Augen entschieden hoch gestiegen und sie bemühte sich, ihm dies auf alle Weise zu zeigen.

Was ihn früher hoch beglückt hätte, ihre Liebenswürdigkeit und das sanfte Eingehen auf seine Wünsche, das ekelte ihn jetzt, wo er mit kaltem Blick ihre Motive durchschaute, an. Mit fast übermenschlicher Anstrengung war gelang es ihm, äußerlich eine gleichmäßig freundliche Miene beizubehalten.

Und dabei war Modesta nun fast täglich drüben auf Schönau! Magnus begriff gar nicht, wie ihre Mutter das bauen konnte. Hatte diese denn gar keinen Solz?

Aber Frau Rosenstein hatte vor allem Sorgen. Von Emmy kamen so trostlose Briefe. Die Arme konnte sich gar nicht in ihre Verlassenheit finden, obwohl sie sich bis zur Unvernunft durch Arbeit zu betäuben suchte.

Und dann Modesta, die so still und schon herannahend, so oft Kopfschmerzen vorschickte, um nicht einmal zu den gemeinsamen Mahlzeiten er-

scheinen zu müssen, und trotz guter Luft und Nymilch so gar keine roten Waden bekommen wollte! Auch wollten ihr Modestas Tränen von damals abends gar nicht aus dem Kopf.

„Fecht dir etwas, mein Lieblich? Willst du nicht Vertrauen zu mir haben?“ fragte sie sie einmal, als sie ganz allein waren, zärtlich besorgt.

Aber Modesta schüttelte den Kopf. „Gar nichts, Mama. Nur das Nichtstun tut mir nicht gut. Ich habe hier so gar keine bestimmte Tätigkeit.“

„Aber was wollest du denn tun?“

„Hier — nichts! Doch sehne ich mich nach Wien zurück, um ernstlich lernen zu können. Du weißt doch, daß ich den Kindergartentanz machen will.“

„Und das wäre dir lieber, als hier sein, wo es so schön ist?“ fragte die Mutter ungläubig.

Modesta senfte den Kopf tief, damit die Mutter das weiche Lächeln am ihren Mund nicht sehen könne. „Ja!“ sagte sie leise.

Gräfin Sanderfeld lächelte über Frau Rosensteins Beforgnisse. „Sehen Sie, liebe Freundin, Modesta ist eben ein sehr tief und stolz veranlagter Charakter, gar nicht, was man mit dem Durchschnitt der jungen Mädchen vergleichen könnte. Wie ihre Erscheinung, so ist auch ihr Inneres apart. Und ich glaube, sie befindet sich jetzt in einer Krise ihres Innenlebens, die ihr mehr zu schaffen macht

als andern Mädchen. Etwas Angeahntes, Uebermächtiges ist über sie gekommen und sie kämpft dagegen an — wehrt sich! Es ist der Kampf einer stolzen, jungfräulichen Seele gegen die Allmacht der Liebe.“

„Sie meinen, daß sie Harald Wolkern liebt?“ fragte die Mutter lächelnd, der diese Annahme gar nicht unlieb gewesen wäre.

„Ja! Und ich glaube, wir tun am besten, Modesta ganz sich selbst zu überlassen, bis sie auf sich heraus zu voller Klarheit kommt. Ihr Drang zur Einsamkeit, ihre Scheu vor Menschen, die besonders in der letzten Zeit so deutlich zutage tritt, deutet darauf hin, daß sie selbst vielleicht noch nicht weiß, was in ihr vorgeht. Sie ist ja noch so jung! Wie soll sie nicht erschrecken vor dem Gedanken, daß ein fremder Mensch plötzlich in dem Besitz von ihrer Seele ergreift? Ueberlassen Sie sie ruhig sich selbst und — Tante Luise auf Schönau. Je heimlicher sie sich dort fühlen lernt, desto weniger fremd wird auch Harald erscheinen. Und er ist ja ein so guter, lieber Mensch! Sie werden beide gewiß sehr glücklich werden, wenn sie sich erst gefunden haben.“

Das klang alles so wahrscheinlich. Frau Rosenstein begriff zuletzt gar nicht, daß ihr die Erklärung selbst selbst gekommen war.

Tausend Kleinigkeiten, die ihr jetzt einfielen, bestätigten ja die Annahme der Gräfin. Modesta

war verliebt — das erklärte ihr verändertes, ungleiches Benehmen.

Man überließ sie also scheinbar unbeachtet sich selbst und Frau Rosenstein gab sich den Anschein, als glaubte sie es Modesta ernstlich, daß alle diese auf Schönau verbrachten Stunden einzig und allein dem Kindergartentanz gewidmet waren, den die alte Komtesse dort eingerichtet hatte.

Indessen fühlte sich Modesta tief unglücklich und sie hatte nur einen Gedanken: „Könnte ich doch fort von Mettenegg!“

Die harten Worte Evelyns, sie habe versucht, sich zwischen sie und ihren Bräutigam zu drängen, brannten wie Feuer in ihrer Seele.

Und das andere Wort — das von Schönauer, der vielleicht nicht Ernst machen würde, jagte ihr die Scham in die Wangen, so oft sie darauf dachte.

Einem ganzen Tag und eine ganze Nacht hatte Modesta gebraucht, um es überhaupt zu begreifen. Dann hatte sie es jäh aufgeschreckt wie ein Weidenhieb. War es möglich, daß man glaubte, sie ginge — darum nach Schönau?

Wo sie doch nie im entferntesten daran gedacht hatte, seine Freundschaft könne etwas anderes als eben nur — Freundschaft sein.

Freilich, jetzt, wo sie durch Evelyn aufgeweckt worden war — Aber wohin sollte sie denn gehen, da sie nun